

DIE
STEIGERUNG
VON
ALLEIN

Eine Frau entscheidet sich für ein Leben in der Stille, zurückgezogen von der Welt und doch mittendrin – was bewegt sie dazu? **Besuch bei einer Eremitin**

TEXT: ELISABETH HUSSENDÖRFER

Fünf Kilometer sind es bis zum nächsten Dorf. Das klingt nicht viel. Aber im Winter, wenn der Feldweg zum Eichenhain, in dem sich das Backsteinhäuschen versteckt, mit Schnee bedeckt ist und auch die umliegenden Sträßchen so vereist sind, dass man mit dem Fahrrad keinen Meter fahren möchte, kommt Maria Anna Leenen eine Woche, manchmal auch zwei nicht weg von hier. Tage ganz in der Stille erlebt sie dann. Kein Radio, das dudelt, niemand, der aus dem Fernseher gegen die Einsamkeit anquatscht.

Maria Anna Leenen ist Eremitin. Sie pflegt einen Lebensstil, der dem Weltlichen entsagt. „Dem Weltlichen, nicht der Welt“, das ist ihr wichtig zu betonen. Und dabei lacht sie ein Lachen, das von den Lippen zu den Augen wandert und dann den ganzen Menschen erfasst. Die 60-Jährige mit silbergrauer Kurzhaarfrisur und hochgekrempelem Karohemd sitzt auf der Eckbank ihrer spartanischen, aber gemütlichen Küche und erzählt von ihrem Leben. Meist steht sie um sechs Uhr auf. Der erste Gang am Morgen: in die Kapelle, einen der drei Räume im Erdgeschoss. „Von einem lieben Freund“ stammt die Wandbemalung, ein paar Hocker stehen am Boden, Kerzen. Aus einem Fenster schaut man auf eine große Tanne und eine Scheune, dahinter beginnen die typisch weitläufigen Felder Norddeutschlands. Maria Anna Leenen verneigt sich, wenn sie den Raum betritt. Andächtig wirkt die eben noch vor Energie sprühende Frau, ihr Körper ist einem steinernen Turm in der hinteren rechten Ecke des Raums zugewandt. Dem „Tabernakel“, Aufbewahrungsort für die Hostie, „das Allerheiligste“, wie sie erklärt.

Da probiert jemand nicht mal eben irgendetwas aus, um zu sich selbst zu finden. Da lebt jemand eine Lebensform konsequent und ziemlich radikal nach einem festen Rhythmus – die innere Einkehr mit Lesungen und Stundengebete zieht sich wie ein roter Faden durch den Alltag. Und dazwischen? „Die meisten haben ein völlig falsches Bild vom Leben eines Eremiten“, so die temperamentvolle Frau. „Sie denken an alte Männlein, die im Wald sitzen und mit den Vögeln und den Rehen sprechen.“ Kompletter Blödsinn.

Einst stickten Eremitinnen Altarwäsche, sie fertigten Abschriften von Büchern an, als es noch keine Druckereien gab. Immer waren sie auf sich gestellt, mussten selbst für ihr Auskommen sorgen. Das wenige Geld, das Maria Anna Leenen zum Leben braucht, versucht sie übers Schreiben zu verdienen. Sie verfasst christliche Bücher, Kinderbücher, Berichte für Kirchenblätter. Neben der Küche befindet sich außerdem eine Kerzenwerkstatt. Das Schreiben ist ein hartes Geschäft, nicht immer decken die Honorare die geringen Lebenshaltungskosten. Der Euro pro Kerze, der zusätzlich reinkommt, war schon manches Mal die Rettung. Auch für die acht Zwergziegen, die Maria Anna Leenen seit ein paar Jahren hält, damit das Gras ums Haus nicht zu hoch wächst. Gelegentlich geht sie mit der Herde spazieren, das Leittier an einer Kette. Hat ein bisschen was von Streichelzoo. Aber die Ziegen stehen für viel mehr: „Jeder kennt die Rolle der Ziege als Opfertier. Sie ist in der Bibel aber auch Sinnbild für den Unglauben.“ Für Menschen, die nicht glauben können, zu beten, ist Maria Anna Leenen ein wichtiges Anliegen. Die Ziegen erinnern sie daran, sind ein „Hinweis“, wie sie es nennt. So wie es immer Hinweise in ihrem Leben gegeben hat.

Der erste kommt mit Wucht und ist im Grunde der Beginn dieser Geschichte. Sie ist jung, abenteuerlustig, zu ihren Hobbys zählen Reiten und Tiefseetauchen. Mit 28 und einer Ausbildung als Bewegungstherapeutin verwirklicht sie den Wunsch, ins Ausland zu gehen. „Freunde hatten eine Büffelfarm in Venezuela ausfindig gemacht, für die Arbeiter gesucht wurden“, erzählt Leenen. Mit dabei: eine heiße Liebe; eine gemeinsame Zukunft scheint zumindest eine Möglichkeit. Mit Büffeln lässt sich in Südamerika viel Geld verdienen, so denken die beiden. Und tatsächlich geht die tägliche Arbeit bald routiniert von der Hand, fühlt sich Venezuela wie ein Aufbruch an.

Nach einem halben Jahr hat Maria Anna Leenen, die damals noch anders heißt, alle Bücher, die sie mitgenommen hat, ausgelesen. Spanisch beherrscht sie nicht, und das einzige deutsche Buch, das sie auf der Büffelfarm finden kann, handelt von

Putzstelle reicht dafür. Sie tritt aus der evangelischen Kirche aus und in die katholische Kirche ein. Kopfschütteln, überall: Wenn man irgendwo austrete, dann doch wohl aus der katholischen Kirche. Aber da ist dieses Seil und es zieht. Mit Anfang 30 geht sie ins Kloster, wo sie ihren heutigen Namen erhält. Nie zuvor habe sie etwas Warmherzigeres, Liebevolleres als die Gemeinschaft unter den Schwestern erlebt, erzählt sie. Trotzdem ringt sie drei Jahre mit sich. In Tränen aufgelöst steht sie schließlich vor der Äbtissin, erklärt, dass sie nicht bleiben kann. Dass Gott etwas anderes für sie vorgesehen hat: ein Leben ganz allein. Viel von „Sehnsucht“ spricht sie jetzt und dass die sie getrieben hätte.

Sie beschäftigt sich mit dem Eremitentum, aber alles, was sie in der Klosterbibliothek zum Thema findet, ist mehrere Hundert Jahre alt. „Ich wusste, dass ich etwas werden musste beziehungsweise eigentlich bereits war, was es aber nicht mehr gab.

SIE IST EINE FREMDE, GILT ALS SPINNERIN. AUCH FREUNDE WENDEN SICH AB. ERST NACH EINEM „OUTING“ IN EINER MESSE WÜRDIGT MAN IHRE LEBENSFORM

Marienerscheinungen. „Schwachsinn“ ist ihr erster Gedanke, als sie es in die Hand nimmt – und ist doch nach wenigen Seiten wie elektrisiert. „Beim Lesen war mir, als gäbe es ein Seil in meinem Herzen, und Gott zieht daran.“ Ausgeschlossen, sich dieser Kraft zu entziehen. Weiterzuleben wie bisher, scheint ihr plötzlich nicht nur oberflächlich, sondern absolut unmöglich. Sie muss ab jetzt im eigenen Bett schlafen, kein anderer, so empfindet sie, passt zwischen Jesus und sie. Glück und Schmerz existieren nebeneinander, manchmal ist dieser Widerspruch für die junge Frau kaum auszuhalten. Als „Kuschelkurs mit Jesus“, so betont sie 30 Jahre später, solle man sich das Ganze jedenfalls bitte nicht vorstellen. Rückblickend ist sie sich sicher: Dass sie 9000 Kilometer von zu Hause weg war und somit ganz auf sich gestellt, war kein Zufall: „Immer hab ich mich gewunden, bin vor mir selbst weggelaufen. Bis zu diesem Moment.“

29 ist sie, als sie nach Deutschland zurückkehrt. Nur mit dem Nötigsten will sie auskommen, eine

Ich konnte nirgends nach Vorbildern suchen. Es war zum Verrücktwerden.“ Sie zieht einfach los, mal zu Fuß, mal mit dem Fahrrad, teils bei strömendem Regen, um nach einem Ort für sich zu suchen. Nach dem, was in der Literatur „Klause“ heißt. Eines Tages berichtet ihr jemand von einer alten Flüchtlingsbaracke abseits des Dorfes. Pumpe statt Wasseranschluss. Plumpsklo. Egal. Der Bauer ist einverstanden, dass sie sich hier niederlässt.

Die ersten Nächte schläft sie in einem Zelt, zu versifft ist das Innere, und durch die Löcher im Dach pfeift der Wind. Mauern, Zimmern – viel gelernt hat sie in all den Jahren. Allen voran aber: sich den eigenen Ängsten zu stellen. Sie steigert sich nicht so schnell in etwas rein. Eine knarrende Tür ist eine knarrende Tür, Punkt. Es sind weniger die vermeintlichen Bedrohungen von außen als die Gefühle tief im eigenen Inneren. Jeder Mensch kenne diese Ängste doch. Einmal, während eines Tauchgangs im Mittelmeer, ist Maria Anna Leenen einer Muräne begegnet. Das Maul, die Zähne kamen

ganz nah. In der Stille, wenn sie ganz mit sich und Gott allein war, empfand sie anfangs etwas ähnlich Furchteinflößendes.

Eine „verdammte harte Zeit“ sind die ersten Monate in der Abgeschiedenheit. Ohne „weltliche“ Arbeit und damit ohne Geld. Hunger leidet sie. Sie friert. Manchmal legen Bauern Brot oder ein paar Eier vor die Tür. Sie ist eine Fremde, für viele wohl auch eine Spinnerin – auch die Freunde aus der Stadt, in der sie gewohnt hat, denken so. Die Freunde, die keine mehr sind. Nachdem man ihr noch schnell geraten hat, sie solle sich mal untersuchen lassen.

Nie wird sie vergessen, wie ein befreundeter Pfarrer dann eines Sonntags im Gottesdienst dazu ansetzt, sie vorzustellen: „Seit mehreren Jahren

getan. Viermal für je ein Jahr, einmal für drei Jahre und zuletzt, kurz vor dem Umzug in die Backstein-Klause, war es ein Entschluss für immer.

Maria Anna Leenen klingt immer noch sehr bewegt, wenn sie an die Feierlichkeiten denkt. Einige Zeit zuvor hat sie angefangen, für ein Buch über eremitisches Leben zu recherchieren. Sie hat Priester und Ordensleute angesprochen, sich von Kontakt zu Kontakt gehandelt. Am Ende schreibt sie Briefe an Menschen, von denen es hieß, sie würden ähnlich leben wie sie. Zehn kommen zur Feier der sogenannten „ewigen Profess“, ein großer Moment für sie: „Endlich wusste ich, dass ich nicht die Einzige bin, die so bescheuert ist!“ Lauter lebenspraktische, handfeste Leute seien da mit ihr am Tisch gesessen. Keine Träumer oder Schwärmer. Niemand der fast

„ICH TRAF ANDERE EREMITEN, **HANDFESTE LEUTE, KEINE TRÄUMER.** ENDLICH WUSSTE ICH, DASS ICH NICHT DIE EINZIGE BIN, DIE SO BESCHEUERT IST“

wohnt unter Ihnen ein Mensch, der ein ganz spezielles Leben führt ...“ Sie hört noch das Raunen. Keine Hartz-IV-Schlampe also. Seit dem „Outing“ – wie sie sagt – spricht man sie immer öfter an. Ob man sie nicht ein Stück mit dem Auto mitnehmen sollte. Mal zum Kaffee einladen dürfe. Ob sie nicht für diesen oder jenen beten könne, „du hast doch da einen so guten Draht“. Als die Baracke nach neun Jahren einzustürzen droht etwa, bietet ein Dorfbewohner ihr Unterschlupf, ein Jahr hat sie im Partykeller seines Hauses gelebt. Dann, eines Tages, fällt ihr der Eichenhain ein, den sie bei einem Spaziergang gesehen hat. Seit dreizehn Jahren lebt sie nun im Backsteinhäuschen. Eingebunden ins dörfliche Geschehen, mit regelmäßigem Kontakt zum Bruder und dessen Familie – und doch mit ausreichend Abstand. Als eine Eremitin, die längst auch von der katholischen Kirche anerkannt ist.

„Der Begriff ist ja nicht geschützt, letztlich kann sich jeder so nennen.“ Indem sie aber zum Bischof gegangen ist und die Gelübde der Armut, der ehelosen Keuschheit in einem Leben der Stille und des Gebets abgelegt hat, hat sie sich öffentlich zu diesem Lebensstil verpflichtet. Sechsmal hat sie das

achtzig Eremiten, zu denen sie inzwischen deutschlandweit Kontakt aufgebaut hat, ist so. Alle drei Jahre gibt es ein Treffen. Networking? Nein, das wäre zu viel. Dafür ist der Herr zuständig, findet Leenen.

Obwohl außer den Leuten im Dorf kaum einer ihre Adresse hat, obwohl kein Navi die Klause kennt, passiert es im Sommer fast täglich, dass jemand vor ihrer Tür steht. Eine schwer kranke Frau. Eine, deren Sohn verunglückt ist. Meist hört Leenen einfach nur zu. Einer der wenigen Ratschläge, die sie gibt: zehn Minuten Stille am Tag, um mit sich in Kontakt zu kommen.

Vor ein paar Jahren hat sie ihren Neffen ins Kino begleitet, er hatte es sich gewünscht. Sie sahen „Der kleine Nick“. Aßen Popcorn. Danach Pomes. Die Stadt hat sie erschlagen. Zurück in der Klause war sie froh. Um die Stille. Aber auch um den Tag, den sie als eine Art Bestätigung nahm: So, wie es ist, ist es gut. ▣

EREMITEN IN DEUTSCHLAND

Die Zahl der Eremiten hierzulande wird auf 80 bis 100 geschätzt. Infos finden Sie unter eremiten-in-deutschland.de. Die Klause von Maria Anna Leenen liegt in der Nähe von Osnabrück: Hier werden auch regelmäßig Gottesdienste gefeiert. Infos: klausenkapelle.de. Die 60-Jährige schreibt Bücher, zuletzt einen Roman über eine junge Frau, die einer Eremitin begegnet: „Ganz weit draußen“, Adeo, 17,99 Euro